

HEYNE <

Das Buch

Edie hat genug von einem kriminellen Leben. Acht lange Jahre hat sie auf einem eiskalten Gefängnisplaneten verbracht, bevor sie vorzeitig entlassen wurde. Nun wünscht Edie sich nichts mehr, als nach Hause zu ihrer Familie zurückzukehren. Ihre Familie, das sind ihre hochschwangere Schwester, ihre chronisch kranke Nichte und ihr kleiner Neffe, der noch nicht einmal geboren war, als Edie eingesperrt wurde. Edie möchte ihrer Schwester helfen, doch ihre alte Nemesis, der Milliardär Joyce Atlas, hat dafür gesorgt, dass niemand auf der Raumstation Edie noch einen Job gibt. Ihre Möglichkeiten, auf legalem Wege Geld zu verdienen, sind also äußerst begrenzt. Bis eines Tages Edies frühere Freundin Angel mit einem verlockenden Angebot auftaucht: ein letzter großer Coup. Die Beute: 125 Milliarden Credits. Mit dem Geld hätte Edies Familie ausgesorgt. Doch die Sache hat einen Haken: Angel hat Edie einst ins Gefängnis gebracht ...

*Autor*in*

Makana Yamamoto wurde auf Maui geboren und verbrachte ihre Kindheit und Jugend sowohl auf Hawaii als auch auf dem Festland. Sie begeisterte sich schon von Kindesbeinen an für Geschichten und die Naturwissenschaften. Wenn sie nicht gerade schreibt, sammelt Makana Yamamoto Würfel für *Dungeons & Dragons*, experimentiert in der Küche und liebt Reality Shows. Makana Yamamoto lebt mit ihrer Frau und zwei Katzen an der Ostküste.

MAKANA YAMAMOTO

HAMMAJANG LUCK

ROMAN

Aus dem Englischen übersetzt
von Stefanie Adam

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
HAMMAJANG LUCK bei Gollancz, einem Imprint der
Orion Publishing Group, London, erschienen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 06/2025
Copyright © 2024 by Makana Yamamoto
Published by Gollancz, einem Imprint der
Orion Publishing Group, London
Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle Rechte vorbehalten.
Redaktion: Thilo Corzilius
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT GbR, München
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU

ISBN 978-3-453-32329-2

www.heyne.de

Für Johnny. Aloha 'oe.

*»Ich wohne voller Stolz in meinem
selbst erschaffenen Körper.
Und ich bestehe auf mein Recht, komplex zu sein.«*

LESLIE FEINBERG,
TRANS LIBERATION: BEYOND PINK OR BLUE

1

»ABER ICH HAB DOCH FRÜHESTENS IN EINEM HALBEN JAHR WIEDER EINE Chance auf Bewährung.«

Das war dem mürrischen Gefängniswärter, der gerade in meine Zelle blickte, egal. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, weil das Licht aus dem Flur hereinfiel und der Strahl seiner Taschenlampe meine Augen blendete, trotzdem konnte ich mir seine Miene ganz genau vorstellen, da alle Wärter hier immer denselben Gesichtsausdruck hatten: irgendwo zwischen »jemand hat mir in meinen Sojaersatz gespuckt« und »Mama hat mir gerade Stubenarrest verpasst«. Das war aber immer noch besser als der andere Blick aus ihrem damit schon erschöpften Repertoire. Denn der wiederum hieß, dass Mama den Stubenarrest gerade aufgehoben hatte und es obendrein gleich so viele Geschenke wie an Geburtstag und Weihnachten zusammen geben sollte. Dieser Blick verhieß nie etwas Gutes.

»Dann ist heute wohl dein Glückstag«, grunzte der Wärter.

Im Knast gab es keine Glückstage, für niemanden. Und am allerwenigsten für mich.

Ich verkniff mir eine Antwort. Bewährung war weder jetzt noch später für mich drin. So hatte es der Gefängnisdirektor

höchstpersönlich formuliert, als man mich das letzte Mal in sein Büro gezerzt hatte. Dennoch war mein Interesse geweckt – wenn auch nur, um der Monotonie des Gefängnislebens für einen Augenblick zu entkommen. Es war 0100 Uhr nachts – normalerweise tat ich um diese Zeit nichts anderes, als die vor sich hin modernde Belüftungsanlage anzustarren.

Also schwang ich die Beine aus dem Stockbett und sprang leichtfüßig herunter. Ich hatte zwar keinen Zellengenossen, schlief aber trotzdem lieber oben. Ich mochte die Höhe, schon immer. Vielleicht war ich eigentlich dazu bestimmt, in den Upper Wards zu leben – *sie* hatte immer davon geträumt. Aber – wie gesagt – hier im Knast hatte man einfach kein Glück. Und ich am allerwenigsten.

Der Wärter hielt den Strahl seiner Taschenlampe weiterhin auf mich gerichtet, während ich in meine Stiefel schlüpfte. Ich ging zur Zellentür und hielt ihm meine Handgelenke hin. Er legte mir Handschellen an und befestigte diese dann mit einer langen Kette an meinen Fußfesseln. Die Kette raselte bei jedem Schritt, den ich tat. Selbst wenn ich tatsächlich drauf und dran war, auf Bewährung rauszukommen – innerhalb der Gefängnismauern ließ man mich nicht frei herumlaufen.

Der Weg über die kreuz und quer verlaufenden schmalen Stege zum Eingangsbereich war nicht lang, kam mir aber dennoch wie eine Ewigkeit vor. Die meisten Häftlinge schliefen. Aber selbst die, die wach waren, interessierten sich nicht dafür, wohin ich gebracht wurde. Hier würde mich sowieso kaum jemand vermissen. Da ich nicht gerade wenige von ihnen um ihre Taschengeldzuteilung gebracht hatte, war ich nicht besonders beliebt.

Im Eingangsbereich wurde ich einem noch mürrischer dreinblickenden Wärter übergeben.

»Kommt der Direktor nicht?«

»Es ist mitten in der Nacht, warum sollte er?«, sagte Mürrischer Wärter #2.

»Will er sich denn nicht von mir verabschieden? Wo wir doch so gute Freunde geworden sind?«

Mürrischer Wärter #1 bedachte mich mit einem finsternen Blick.

Ich hatte noch immer keinen blassen Schimmer, warum man mich nun plötzlich vorzeitig entlassen wollte. Ich war so misstrauisch, als hätte einfach plötzlich meine Zellentür offen gestanden. Das Ganze musste eine Falle sein. Der Direktor wartete bestimmt nur darauf, dass ich den Köder schluckte und einfach davonspazierte – und dabei irgendein Gesetz brach, von dem ich noch nie gehört hatte. Dieser Gedanke machte mir Angst. Nachdem *sie* mich in die Scheiße geritten hatte, hatte Joyce Atlas dafür gesorgt, dass ich so hart wie irgend nur möglich bestraft wurde, und es war durchaus möglich, dass er mir nun noch eins reinwürgen wollte. Ich blickte von einem Wärter zum anderen und richtete meine nächste Frage dann an Mürrischer Wärter #2. »Sie wissen nicht zufälligerweise, wer für meine Entlassung verantwortlich ist, oder?«

Nun blickte mich auch Wärter #2 finster an. »Morikawa, einem geschenkten Gaul schaut man lieber nicht ins Maul.«

Andere wären sicher darauf reingefallen, aber ich wusste ganz genau, dass es auf Kepler weder Geschenke noch Gnade gab. Alles hatte seinen Preis. Und das galt ganz bestimmt auch für meine plötzliche Entlassung.

Als Mürrischer Wärter #2 meine Fesseln löste, ließ die wie-

dergewonnene Bewegungsfreiheit die ständige Beklemmung der letzten acht Jahre verschwinden.

Ich hatte so gut wie keinen persönlichen Besitz. Ein schrottiges Handy, einen Binder, der mir nicht mehr passte, ein paar längst aus der Mode gekommene Klamotten und Scherzspielkarten, die ich für *sie* gekauft hatte. Am liebsten hätte ich sie dem Aufseher ins Gesicht gepfeffert. Stattdessen murmelte ich »Danke« und nahm die Tüte mit meinen Habseligkeiten entgegen.

Ich zog die Klamotten an – bis auf den Binder, auch wenn die Versuchung groß war. Die Jeans war mir zu kurz, das T-Shirt spannte über der Brust und an den Oberarmen. Ich blickte in den Spiegel und verzog das Gesicht. In den zu kurzen Hosen und dem zu kleinen Shirt sah ich aus wie eine tätowierte Wurst mit aufgeplatzter Pelle.

Nachdem ich mich angezogen hatte, kehrte ich in den Eingangsbereich zurück. Mürrischer Wärter #1 hatte nun etwas in der Hand, was aussah wie ein Tacker.

Das gefiel mir nicht.

Er deutete auf meine rechte Hand, die ich ihm vorsichtig entgegenstreckte. Daraufhin packte er sie und zog sie zu sich hin. Mit einem scharfen Geräusch durchstach das Gerät die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ich zuckte zusammen.

Er ließ meine Hand los. »Ab jetzt stehst du immer unter Beobachtung, also benimm dich.«

Das gefiel mir ganz und gar nicht.

Mürrischer Wärter #2 führte mich zum Ausgang. »Alles Gute, Morikawa«, sagte er mit einem höhnischen Unterton.

Ich sah ihn an. »Und wie zum Teufel soll ich jetzt nach Hause kommen?«

»Nicht mein Problem«, erwiderte er und schob mich ohne ein weiteres Wort aus der Tür.

Dann war ich auf einmal draußen.

Auf dem Felsenplaneten, den die Kepler-Raumstation umkreiste, war es immer kalt. Ein wertloser Brocken, auf dem es nur das Gefängnis und ein bisschen Tagebau gab. Der Landeplatz war mit Schlaglöchern übersät, hier und da lagen schmutzige Schneehaufen, die vom ewigen Hin und Her aus Tauwetter und winterlicher Kälte schon völlig vereist waren. Überraschenderweise hingen an den heimischen Bäumen noch ein paar Blätter. Am Nachthimmel zogen Wolken dahin und der eisige Wind biss mir in die nackten Arme.

Mit einem Mal holte mich die Wirklichkeit ein.

Bis eben wäre ich nicht erstaunt gewesen, wenn der Gefängnisdirektor plötzlich aus dem Gebüsch gesprungen wäre und über mein erschrockenes Gesicht gelacht hätte, während die Wärter mich wieder zurück in meine Zelle geschleift hätten. Doch jetzt verschwand mein Misstrauen und ich entspannte mich. Vielleicht war das einem verzweifelten Optimismus geschuldet – vielleicht blendete mich aber auch nur die Sehnsucht danach, die Leere in meinem Leben zu füllen. Doch fürs Erste genoss ich meine neu gewonnene Freiheit.

Ich atmete tief durch. Die Wärter hatten mich immer durch die Schächte der uralten, modrigen Belüftungsanlage kriechen lassen, damit ich sie reparierte. Und wenn ich im Gefängnis Wände und Böden schrubhte, war mir jedes Mal vom chemischen Geruch der starken Reinigungsmittel schlecht geworden. Hier draußen atmete ich dagegen die kalte, nicht recycelte Luft des Felsenplaneten, die nur leicht nach öligem Rauch und Benzin roch.

Ich war draußen. Nach acht langen, beschissenen Jahren.

Und ich wusste sofort, wen ich zuallererst anrufen musste.

Ich holte mein Telefon aus der Tasche. Das letzte Mal hatte ich vor zwei Wochen mit meiner Schwester gesprochen – per Gefängnis-Comm, das wir zu festgelegten Zeiten benutzen durften. Da hatte sie mir erzählt, dass ihr der Vermieter im Nacken saß, weil sie mit der Miete im Rückstand war. Wenn also jemand gute Nachrichten gebrauchen konnte, dann sie. Während ich darüber nachdachte, wurde mir immer leichter ums Herz. Ich würde ihr im Haushalt helfen. Ich würde die Kinder zur Schule bringen. Und ich würde mir einen Job suchen – eine richtige, ehrliche Arbeit – und meinen Teil dazu beisteuern, die Rechnungen zu bezahlen. Mit einer vorzeitigen Haftentlassung hätte ich nie gerechnet. Doch jetzt war ich draußen, und die Möglichkeiten erschienen mir endlos.

Aber als ich mein Handy einschalten wollte, blieb es tot. Und all meine Leichtigkeit verschwand mit einem Schlag.

Was nun?

Ich startete mein Telefon an, versuchte, es mit bloßer Willenskraft wieder zum Leben zu erwecken. Dann hörte ich vom Landeplatz aus einen scharfen Pfiff.

Ich hob den Kopf.

Und sah *sie*.

Sie war größer, als ich sie in Erinnerung hatte. Vielleicht lag es an den High Heels, die sie zu den schmal geschnittenen schwarzen Chinos trug. Eine weiße Bluse, ein offener Wollmantel, dazu stilvoller Silberschmuck und ein strenger platinfarbener Bob vervollständigten die Erscheinung. Ihre Augen lagen im Schatten, aber ich wusste auch so, welche Farbe sie hatten: das tiefste, dunkelste Braun, das ich je gesehen hatte, fast schwarz.

»Edie«, sagte sie. »Lang nicht gesehen.«

Ich musste eine Menge Willenskraft aufbringen, um nicht gleich wieder rückwärts in Richtung Gefängnis zu marschieren.

Was ihr anscheinend nicht entging. »Die lassen dich nicht wieder rein. Dafür habe ich gesorgt«, sagte sie, noch bevor ich dieser würdelosen Versuchung nachgeben konnte. Dann machte sie noch einen Schritt auf mich zu und im fluoreszierenden Licht des Landeplatzes konnte ich nun ihre tiefbraunen Augen erkennen. »Wenn du dein Leben noch mal ruinieren willst, wirst du es wohl auf die gute alte Art tun müssen.«

»Da muss ich eigentlich gar nichts tun, weil du das schon für mich erledigen wirst«, erwiderte ich mit zusammenge-bissenen Zähnen.

»Ich denke, du hast längst bewiesen, dass du das ganz allein schaffst«, sagte sie kühl.

Ich bemühte mich, meine Wut unter Kontrolle zu halten. »Angel, was willst du von mir?«

»Ich hol dich ab.« Sie deutete mit dem Kinn auf das tote Handy in meiner Faust. »Ohne mich wirst du nicht weit kommen.«

Ich sah mich auf dem Landeplatz um. Ein paar Schritte hinter Angel stand ein schicker schwarzer Copter. Das einzige andere Gefährt war ein heruntergekommenes altes Shuttle, mit dem die Wärter zum Felsenplaneten und wieder zurück transportiert wurden. Die Besetzung wechselte einmal wöchentlich, da der Flug zur Kepler-Raumstation zu aufwendig zum Pendeln war. Es konnte also eine Woche dauern, bis mich *vielleicht* jemand mitnahm, je nachdem, wie wohlgesonnen mir die Wärter dann waren – und mir wohlgesonnene

Menschen traf man auf Kepler eher selten, erst recht nicht hier im Gefängnis.

Ich überlegte, mir stattdessen in einer Schneewehe einen Unterschlupf zu graben und mich heimlich auf das nächste Shuttle zu schmuggeln, doch Angel unterbrach meinen Gedankengang.

»Was immer du da gerade für einen Plan ausheckst: Er ist garantiert bescheuert.«

»Wie alle meine Pläne. Mehr oder weniger.«

»Das habe ich ganz bestimmt nicht vergessen.«

Ich warf einen Blick auf mein Handy. Es gab weiterhin kein Lebenszeichen von sich.

Angel seufzte. »Der Flug dauert etwa eine Stunde. Wenn du mich danach nie wieder sehen willst ...«

»Eigentlich kann ich dich jetzt schon nicht mehr sehen.«

»... werde ich dich in Ruhe lassen. Versprochen.«

»Deine Versprechen kenne ich.«

»Ich schwöre es beim Grab meines Vaters.« Sie bedachte mich mit einem Blick, der mir durch Mark und Bein ging.

Ich war so überrascht, dass mein Ärger verflog. Dass er nicht mehr am Leben war, hatte ich nicht gewusst. Er hatte geistig immer stärker nachgelassen und irgendwann in den letzten acht Jahren war er dann anscheinend gestorben.

Ich trat von einem Fuß auf den anderen. »Mein Beileid«, sagte ich. Das schien mir die richtige Reaktion – egal, was zwischen uns vorgefallen war.

»Das muss es nicht«, erwiderte sie kalt.

Eine eisige Böe pfiff über den Landeplatz, ließ die Blätter an den Bäumen rascheln und ihr Haar flattern. Als der Wind sich legte, saß ihre Frisur wieder makellos. Ich zitterte.

Angel deutete auf den Copter hinter ihr. »Es ist doch nur ein kurzer Flug.«

Ich blickte ein letztes Mal auf mein Handy, wollte es mit aller Kraft zum Leben zu erwecken. Doch es blieb tot.

Früher einmal wäre ich, ohne nachzudenken, mit Angel mitgegangen. Wie oft waren wir zusammen unterwegs gewesen: in der überfüllten Monorail auf dem Weg zur Schule, zusammengedrängt auf dem Rücksitz des Copters eines Freundes, auf dem Weg zu einem Job, oder betrunken in einem viel zu schnellen Taxi auf dem Heimweg von einer Party. Damals waren wir unzertrennlich gewesen, egal, wohin es ging.

Aber das war lange vor meinem Aufenthalt in der Justizvollzugsanstalt von Kepler gewesen. Lange bevor alles in die Brüche gegangen war.

Ich war mir nicht sicher, wie die Dinge jetzt zwischen uns lagen.

Ich sah zu Angel, die mich erwartungsvoll anblickte. Ungeduldig.

»Okay, aber nur dieser eine Flug.«

Sie strahlte über das ganze Gesicht, was mein Herz höher schlagen und meine Hände feucht werden ließ. Mit ihrem Lächeln hatte sie andere schon immer dazu gebracht, alles Mögliche für sie zu tun. Berge zu versetzen oder Drachen zu erschlagen. Oder sich für sie ins eigene Schwert zu stürzen.

»Ausgezeichnet«, sagte sie. »Ich muss dich nämlich etwas fragen.«

»Hast du sie nicht mehr alle?«

Angel trank einen Schluck von ihrem Tee, ohne meine Bemerkung zu beachten.

»Joyce Atlas ist der reichste Mann in diesem Quadranten, vielleicht sogar der reichste der gesamten Galaxis.« Obwohl wir allein im Copter waren, senkte ich meine Stimme zu einem Zischen. »Und *den* willst du bestehen?«

»Sehr schön. Da hast du die Grundzüge des Plans schon mal begriffen.«

»Du hast sie nicht mehr alle.«

»Das sagtest du schon.«

»Dieser Mann wird besser bewacht als ein Senator. Sicherheitsleute, Kameras, Zugangscodes. Sogar seine Lunchbox hat einen biometrischen Scanner.«

»Hätte deine auch, wenn du so viel Geld für echtes Obst ausgeben würdest.«

»Und trotzdem glaubst du, dass du an seine Lunchbox rankommen kannst? Und nicht nur das, sondern auch an seine wertvollsten Schätze? Warum?«

Angel erwiderte ungerührt meinen Blick. »Weil ich seine Sicherheitschefin bin.«

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Sie trank einen weiteren Schluck Tee, und ihre Lippen hinterließen einen leuchtend roten Fleck am Tassenrand.

Ich schloss den Mund wieder. »Wie hast du das denn geschafft?«

»Acht Jahre sind eine lange Zeit. Genug, um sich eine legale Existenz aufzubauen und Karriere zu machen.« Angel lächelte, ihr Lippenstift war immer noch makellos. »Ich bin jetzt eine unbescholtene und angesehene Bürgerin.«

»Das wirst du dann aber nicht mehr sein.«

»Wozu braucht man Ansehen, wenn man reich ist?«

Ich zeigte auf die teuren Ledersitze und die Holzpaneele ihres Copters. »Ist dir das nicht reich genug?«

»Joyce Atlas ist Multibillionär.« Angel stellte ihre Teetasse ab, faltete die Hände im Schoß und schlug die Beine übereinander. »Das hier ist nichts im Vergleich zu dem, was man sich mit so viel Geld kaufen kann.« Sie lächelte wieder. »Du könntest einen eigenen Mond besitzen.«

»Angel, was soll ich denn mit einem Mond?«

»Angeblich ist das der perfekte Ort, um Kinder großzuziehen.«

»Wirke ich etwa häuslich auf dich?«, erwiderte ich spöttisch.

»Muss ja nicht für dich sein.«

Meine weitverzweigte Familie – die Morikawas mit allen Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen samt Nachwuchs – lebte seit vielen Generationen in den Lower Wards. Sie war immer um mich gewesen. Und obwohl sich unser Viertel veränderte, blieben wir. Seit das steigende Wasser uns aus unserer eigentlichen Heimat – der Alten Erde – vertrieben hatte, war dies unser Zuhause. Hier hatten wir Wurzeln geschlagen. Wenn wir Morikawas auch sonst nicht viel hatten: Wir hatten uns und wir hatten die Erinnerung an unsere Kultur.

»Wir werden ganz bestimmt nicht umziehen«, erwiderte ich kategorisch.

Angel griff in ihre Tasche und zog einen glänzenden grünen Apfel hervor. Dann holte sie ein Butterflymesser aus ihrem Ärmel – sie war schneller geworden seit damals –, klappte es auf und schälte ihn.

»Das Ganze läuft sowieso schon längst.« Die Apfelschale schlang sich in einer langen Spirale um ihre Hand. »Es geht nur darum, ob du dabei mitmachen willst oder nicht.«

Ich beugte mich vor. »Muss ich dich wirklich daran erinnern,

was passiert ist, als wir das letzte Mal versucht haben, Atlas zu bestehlen?»

Sie rutschte mit dem Messer ab und die Schale fiel auf den Boden. Einen Moment lang verzerrte nackte Wut ihr Gesicht – warum, konnte ich mir nicht erklären. Schließlich hatte ich und nicht sie gerade acht Jahre hinter Gittern verbracht.

Doch bevor ich etwas erwidern konnte, glätteten sich ihre Züge und der eiskalte, ruhige Ausdruck kehrte zurück. »Wenn hier jemand an etwas erinnert werden muss, dann du, Edie: Inzwischen weißt du ja wohl, wozu ich fähig bin. Wenn du mich verrätst, mache ich dir das Leben zur Hölle.«

»Das hast du bereits getan«, erwiderte ich durch zusammengegebissene Zähne.

»Und ich werde nicht zögern, es noch mal zu tun.«

Die Luft war vor Anspannung so dick, dass sie ihre Initia- len mit dem Messer darin hätte einritzen können. Ich hatte keine Ahnung, was gerade in ihr vorging. Einerseits versprach sie mir einen eigenen Mond, andererseits drohte sie mir damit, mein Leben zu ruinieren. Ich hatte keine Ahnung, warum sie ausgerechnet mich anheuern wollte. Nach allem, was zwischen uns vorgefallen war.

»Warum ausgerechnet ich?»

»Warum?«, wiederholte Angel. »Weil du die Katakomben besser als irgendjemand sonst kennst. Weil kein anderer Kundschafter dir das Wasser reichen kann. Und weil du und ich ...« Sie brach ab. Dachte nach. Dann sah sie mich wieder an, und ihr Blick war hart und entschlossen. »Und weil ich dich kenne, und zwar besser als jeden anderen.«

»Das war vielleicht mal so, aber acht Jahre sind eine lange Zeit.«

Darauf folgte erneut angespanntes Schweigen. Wir starrten uns an. Um ihre Iris bemerkte ich einen Ring aus kaltem, leuchtendem Blau. Ein Mod. Intelligente Implantate wie diese waren auf Kepler gerade erst in Mode gekommen, als man mich eingesperrt hatte. Sie waren vor allem den Reichen und Mächtigen vorbehalten. Mir waren sie unheimlich, denn sie machten einen zu etwas Unmenschlichem, Unnatürlichem, Maschinenartigem. Die Mods waren außerdem ein nur allzu sichtbares Zeichen des Unterschieds zwischen mir und meinesgleichen – und den anderen.

Nach einem Moment des Schweigens lehnte sich Angel in ihrem Sitz zurück und schnitt den Apfel in Stücke. »Du hast drei Tage. Wenn ich am vierten nichts von dir höre, ist mein Angebot vom Tisch.«

»Und dann?«

»Dann kannst du deine Freiheit genießen. Betrachte sie als Geschenk, um der alten Zeiten willen.« Ich schnaubte verächtlich. »Aber immer schön ehrlich bleiben, damit du nicht wieder ins Gefängnis wanderst.«

»Soll das eine Drohung sein?«, knurrte ich.

»Ich glaube nicht, dass du mich brauchst, um wieder auf dem Felsen dort unten zu landen.« Angels Messer schnitt durch den Apfel wie durch Butter. »Eins muss dir klar sein: Ich kann jeden haben, den ich will. Wirklich jeden. Ich brauche lediglich einen halbwegs guten Kundschafter. Aber ich will nun mal nur die Besten. Also dich.«

Das zumindest hatte sich in den acht Jahren nicht geändert. Sie wollte immer alles perfekt haben.

Ich erwiderte trotzig ihren Blick. »In drei Tagen wirst du deine Meinung geändert haben.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Oh ja.«

Ich warf ihr einen feindseligen Blick zu. »Warum das?«

Angel leckte den Apfelsaft von ihrem Zeigefinger und ich erstarrte. Sie lächelte mich mit ihren perfekt geschminkten Lippen vielsagend an. »So sehr hast du dich nun auch wieder nicht verändert.«

Angel setzte mich an der Monorailstation bei den Docks von Kepler ab. Weiter brachte mich ihr guter Wille nicht. Aber das war in Ordnung, denn die Luft im Copter war schließlich so dick geworden, dass ich das Gefühl gehabt hatte, gleich zu erstickten. Ich hielt es in Gegenwart dieser neuen Version von Angel nicht mehr länger aus.

»Edie, denk drüber nach«, rief sie mir noch nach. »Ich warte auf deinen Anruf.«

Meine Antwort war kaum mehr als ein Grunzen. Ich drehte mich von ihr weg und ging in Richtung Monorailstation. Ein scharfer Pfiff ließ mich mitten im Schritt erstarren, und ich drehte mich langsam wieder um. Angel hatte mein Handy in der Hand. »Du hast da was vergessen.«

Misstrauisch ging ich zu ihr zurück und streckte die Hand nach dem Telefon aus. Sie drückte es an sich und sah mir in die Augen. »Vergiss nicht«, sagte sie und sah mich durchdringend an. »Ich kann das auch ohne dich durchziehen. Aber kommst du hier draußen auch ohne mich klar?«

Dann hielt sie mir das Handy hin und ich hätte es ihr am liebsten aus den manikürten Händen gerissen.

Ich steckte das Telefon ein, drehte mich auf dem Absatz um und ging wieder in Richtung Monorailstation. Halb rechnete ich damit, dass sie mir noch einmal etwas hinterherrufen würde. Erst als ich in der Menge verschwand – die

Monorailstation war immer voller Menschen, sogar mitten in der Nacht –, wagte ich es, noch einmal einen Blick über die Schulter zu werfen.

Angel war weg.

Ich atmete auf. Hier in der Menschenmenge und ohne ihren durchdringenden Blick auf mir zu spüren, konnte ich mich endlich entspannen. Dabei half die im Vergleich zum Felsenplaneten geringere Schwerkraft auf Kepler, die zusätzlich für ein leichtes und unbeschwertes Gefühl sorgte. Obwohl mir die Gesichter um mich herum unbekannt waren, fühlte es sich vertraut an, sich zwischen vielen Menschen zu bewegen. So vertraut wie Keplers simulierte Nacht mit ihrer gedämpften Beleuchtung oder die längst von vielen Händen verschmierten Wände aus gebürstetem Stahl. Auf dem Weg zum Gleis musste ich lächeln. Auch das brüllende Geräusch der Monorail war mir immer noch vertraut, genau wie die Fahrt nach Hause in Ward 2.

Am Drehkreuz holte ich die Railkarte aus meinem Kartentui und hielt sie an den Sensor. Ein durchdringender Piepton schallte mir entgegen. Ich versuchte es noch einmal, was einen noch genervteren Piepton zur Folge hatte. »Zu wenig Guthaben« stand auf dem Monitor.

Ich lehnte mich gegen das Drehkreuz in der Absicht, einfach darüberzuspringen, hielt aber mitten in der Bewegung inne. Mein Blick wanderte zu der Injektionsstelle an meiner Hand. Die Haut um den Chip war immer noch rau und gerötet.

Mir fiel wieder ein, was der Gefängniswärter gesagt hatte: Ab jetzt hat dich immer jemand im Blick. Ich war nicht bereit, meine neu gewonnene Freiheit für ein derart geringfügiges Vergehen wie Schwarzfahren zu riskieren. Wer wusste schon,

was für eine perverse Bestrafung sich Joyce Atlas für solche Lappalien ausgedacht hatte.

Ich seufzte frustriert und trat vom Drehkreuz zurück. Von den Docks nach Hause würde ich zu Fuß fast eine Stunde durch die Lower Wards brauchen. Wenn Kepler doch so ein eindrucksvolles Zeugnis des menschlichen Erfindergeists war, warum funktionierten dann die Fahrstühle nie und warum gab es so verdammt viele *Treppen*?

Ich verließ die Monorailstation und betrat die menschenleeren Straßen. Hier in den Lower Wards war es immer besonders dunkel, die Türme und die Plattformen, Skywalks und Gebäudebrücken der darüber liegenden Wards verdeckten den simulierten Nachthimmel. Durch die Straßen flackerte das grelle Licht der an den Türmen angebrachten Bildschirme, auf denen Werbevideos für verschiedenste Vids, Mods und andere Produkte zu sehen waren, von denen ich noch nie gehört hatte. Auf einem Bildschirm neben mir erschien ein halb verhungert aussehendes Model. Es tanzte und posierte, um ein elegantes Mod an seinem Bauch zu präsentieren, das erst hellblau, dann neongrün und schließlich grell pink leuchtete. Über dem Kopf des Models erschien die freundlich runde Schrift des Logos von Atlas Industries zusammen mit dem Werbeslogan für das Mod: »Performance, Präzision, Perfektion – Metabolife«. Das Model sah mir lächelnd hinterher, während ich weiterging. Ich warf ihm einen feindseligen Blick zu und beschleunigte meine Schritte.

In einiger Entfernung vor mir wankte eine einsame, offensichtlich betrunkene Gestalt den Gehsteig entlang. Als sie um die Ecke bog, verhallten ihre Schritte. Über mir wummerte der Bass aus einem einzelnen Copter, dann heulte der Motor

auf, er beschleunigte und verschwand. Auf einmal herrschte Stille, und nun hörte ich die Eigengeräusche der Raumstation: das tiefe Brummen der riesigen Motoren und das leise Atmen der Lebenserhaltungssysteme. Es war mitten in der Nacht, alle schliefen – und ich hatte das Gefühl, dass es nur Kepler und mich gab.

»Hast du mich vermisst?«, fragte ich leise.

Angel hatte völlig recht: Niemand kannte diese Station so gut wie ich. Ich hatte meine ganze Kindheit damit verbracht, ihre engen Straßen, labyrinthartigen Katakomben und schwindelerregend hohen Türme zu erkunden. Und während meiner Ausbildung hatte ich dann die gesamte Station und ihre Systeme im Detail kennengelernt. Ich fand mich hier besser zurecht als jeder Mechaniker und jede Wissenschaftlerin. Und als jeder Cop. Wenn bei einem Diebstahl oder einem anderen krummen Ding etwas schief lief, konnte ich untertauchen und spurlos verschwinden. Kepler passte immer gut auf mich auf.

Vielleicht war die Station mir und meinem Dad etwas schuldig.

Ich ging immer schneller, sprintete schließlich los, rannte durch die Straßen, sprang über Mauern und rutschte Geländer hinunter. Instinktiv schlug ich den richtigen Weg ein, und mein Körper, der sich so verändert hatte, dass sich die Bewegungen zunächst noch ungewohnt anfühlten, gehorchte mir nach ein paar Blocks wieder. Ich grinste wie verrückt und mein Freudenschrei hallte durch die Stille der Nacht.

Im Gegensatz zu mir hatte sich die Station in den acht Jahren nicht verändert. Das konnten auch die frisch gestrichenen Wände, die schicke Werbung und der neue Straßenbelag nicht verbergen. Kepler passte immer gut auf mich auf, und wenn

ich das umgekehrt auch tat, würde die Station sicher auch auf meine Familie achtgeben.

Mehr brauchte ich nicht. Ich musste weder reich noch berühmt werden.

Und Angel brauchte ich auch nicht.

Ich brauchte nur mich selbst, meine Familie und mein Zuhause.

Das reichte mir völlig.

2

ALS ICH ENDLICH ZU HAUSE ANKAM, BEFAND SICH KEPLER GERADE IN DER dunkelsten Phase des Nachtzyklus. Im Laden brannte kein Licht und die Rollläden vor den Schaufenstern waren ebenso geschlossen wie die Jalousien unserer Wohnung darüber. Plötzlich wurde mir klar, dass niemand von meiner Entlassung wissen konnte. Bis vor zwei Stunden hatte ich selbst keine Ahnung gehabt. Und dann war plötzlich Angel erschienen und hatte mich anscheinend freigekauft.

Dass sie das getan hatte, warf viele Fragen auf, die ich alle beiseiteschob. Wie immer fokussierte ich mich auf einen einzigen Gedanken – eins nach dem anderen. Mir Sorgen zu machen, hätte in diesem Moment sowieso nichts gebracht.

Mit einem lautlosen Gebet auf den Lippen nahm ich die Schlüsselkarte aus meinem Kartenetui und hielt sie vor den Sensor. Als dieser bestätigend piepte und sich das Schloss mit einem dumpfen metallischen Geräusch öffnete, atmetet ich erleichtert aus. Ich zog die Tür auf, lief am Aufzug vorbei und die Treppe hinauf. Dabei ging die Beleuchtung an und machte die Handabdrücke an den schmutzigen Wänden und die Flecken auf den Betonstufen sichtbar. Leise stieg ich hinauf in den ersten Stock und blieb vor der Wohnungstür stehen.

Ich war mir nicht sicher, ob ich klopfen sollte. Früher war ich oft – nachdem ich mich die ganze Nacht auf Keplers Straßen herumgetrieben hatte – auf dem Sofa eingeschlafen, wo mich meine Familie dann am nächsten Morgen gefunden hatte. Davon waren sie nicht begeistert gewesen, und jetzt, wo ich eigentlich im Gefängnis sein sollte, würde es ihnen vermutlich noch weniger gefallen, mich einfach so schlafend vorzufinden. Eigentlich hätte ich erst in einem halben Jahr wieder eine Chance auf Bewährung gehabt – vermutlich würden sie also denken, ich wäre ausgebrochen. Was in gewisser Weise auch stimmte – auch wenn Angel die Gitter meiner Zelle nicht mit einer Feile bearbeitet, sondern irgendwelche Hinterzimmerdeals eingefädelt hatte, um mich freizubekommen.

Wieder verscheuchte ich diese Gedanken aus meinem Kopf. Eins nach dem anderen.

Ich klopfte. Dann trat ich einen Schritt zurück, steckte meine Hände in die Taschen und trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Auf den körnigen Bildern des Videokanals hatten sie immer so gewirkt, als freuten sie sich – aber vielleicht war das in Wirklichkeit ja gar nicht so. Es war etwas völlig anderes, sich mit jemandem zu unterhalten, wenn man sich im gleichen Raum befand – keine Videokonferenz konnte das ersetzen. Es war wesentlich leichter, jemandem Quatsch zu erzählen, wenn man nur die Stimme hörte und lächelnde Gesichter sah. Viel schwieriger war das, wenn man sich tatsächlich gegenüberstand – eine Aufgabe für den echten Künstler. Wenn man jemanden professionell hinters Licht führen wollte, musste man immer auf den Gesamteindruck achten, den man auf das Opfer machte.

Das hatte Angel mir beigebracht.

Als Andie die Tür mit einem erwartungsvollen Gesicht öffnete, verpuffte jeder Gedanke an Angel.

»Edie!«, sagte sie und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »Da bist du ja.«

»Überraschung«, sagte ich mit einem verlegenen Grinsen.

Dann öffnete sie die Tür ganz, und ich sah, dass der gesamte Boden dahinter mit Luftballons bedeckt war. An der gegenüberliegenden Wand hing ein Banner, auf das Kinderhände mit allen Farben des Regenbogens »Willkommen zu Hause« geschrieben hatten.

»Überraschung.« Andie grinste ebenso breit wie ich.

Ich sah sie mit großen Augen und offenem Mund an. »Woher ...?«

»Der Gefängnisdirektor hat angerufen«, erklärte sie. »Anscheinend gibt es irgendeine neue Regelung zu vorzeitiger Entlassung wegen guter Führung ...« Sie boxte mir gegen die Schulter. »Ich wusste doch, dass du das schaffst, wenn du dir bloß Mühe gibst.«

»Ja, natürlich«, erwiderte ich abwesend. Hatte Angel hier ebenfalls ihre Finger im Spiel? Wie weit reichte ihr Einfluss?

»Na was? Bekommt deine große Schwester etwa keine Umarmung?«

Ich verdrängte jeden weiteren Gedanken an Angel, grinste Andie an und zog sie an mich. Sie legte die Arme um meine Schultern und drückte mich fest an sich. Ich spürte ihren dicken Bauch – in Wirklichkeit wirkte sie noch wesentlich schwangerer als auf den Videobildern. Während ich sie festhielt, löste sich der Knoten in meinem Magen langsam. Ich drückte sie vorsichtig und sie lachte.

»Du erdrückst uns noch.«

»Tut mir leid. Aber du bist so klein und schwach und ich so groß und stark.«

Andie lachte wieder. »Ach, halt die Klappe.«

Sie löste sich von mir und ich sah sie an. Sie war kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte. Ich dagegen kam ganz nach unserem Vater, was die Körpergröße anging. Sie trug ihr Haar in einem Tita Bun – langes, dunkles hawaiianisches Haar wie auf den Bildern von der Alten Erde. Ich dagegen hatte meine Haare schon während der Grundschulzeit mit meiner Kinderschere abgeschnitten und mich geweigert, sie wieder wachsen zu lassen. Mom hatte mir das nie verziehen.

»Komm schon rein«, sagte Andie und winkte mich in die Wohnung. »Aber sei bitte leise, die Kinder schlafen.«

»Ihr seid doch nicht etwa aufgeblieben und habt auf mich gewartet?«, fragte ich überrascht.

»Doch, aber mach dir keine Gedanken. Der Direktor wusste nicht, wann genau du hier sein würdest – und ich bin es sowieso gewöhnt, auf dich zu warten, wenn du dich gerade wieder irgendwo herumtreibst.«

»Damit ist es jetzt vorbei«, sagte ich, während ich meine Schuhe auszog und Andie in die Wohnung folgte. »Schließlich bin ich wegen guter Führung entlassen worden, schon vergessen?«

Andie ließ sich auf unserem ausgebleichten und völlig zerschlissenen alten Sofa nieder. »Hast du denn vor, auch draußen zu bleiben?«

Ich setzte mich neben sie. »So der Plan.«

Andie lehnte sich zurück, stützte den Kopf in die Hand und lächelte mich liebevoll an. »Sehr gut. Die Kinder vermissen dich nämlich. Bei der Beerdigung hast du großen Eindruck auf sie gemacht.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Kinder lassen sich leicht beeindrucken.«

»Paige nicht. Der macht niemand etwas vor. Den Ärzten muss ich immer sagen, dass sie sie nicht wie ein Baby behandeln sollen, wenn sie sich keinen Rüffel von ihr abholen wollen.«

»Wie geht es ihr?«, fragte ich vorsichtig.

»Gut!«, antwortete Andie fröhlich und irgendwie ein bisschen zu laut. »Zum Glück hat sie keine Metastasen. Und die Ärzte sind optimistisch, dass sich ein Spender findet. Wir sind alle sehr optimistisch.«

Ich sah sie skeptisch an. Ich konnte andere Leute zwar nicht so gut durchschauen wie Angel, andererseits war Andie keine besonders gute Lügnerin.

»Von dem Caduceus-Krebshilfefonds habe ich dir schon erzählt, oder?«, fuhr Andie fort. »Der hat einen großen Teil der Behandlungskosten übernommen. Das ist eine wahnsinnige Hilfe.«

»Aber eine Gentherapie werden die auch nicht bezahlen, oder?«

»Nein, aber wer hat schon so viel Geld?«

Ich runzelte die Stirn und sie rutschte unbehaglich auf dem Sofa herum. Bevor ich noch einmal nachbohren konnte, erzählte sie weiter. »Bislang passt Tyler auf die Kinder auf, wenn ich im Laden bin, aber sie freuen sich sicher, Zeit mit ihrer Tante zu verbringen.«

Ich hatte Tyler vom ersten Augenblick an gehasst. Er arbeitete für einen der Wohnungsbauträger auf Kepler und war oft in unseren Laden gekommen – hauptsächlich, um meine Schwester anzubaggern. Selbst nach all den Jahren hatte ich ihm nicht verziehen, dass er sie mir weggenommen hatte.

Und zwar nicht nur mir, sondern allen anderen auch – und er hatte sie von allem ferngehalten, was sie liebte. Als Andie vor ein paar Monaten die Scheidung eingereicht hatte, hätte ich vor Freude tanzen können.

Zumindest hatte ich bis eben geglaubt, dass sie sich von ihm getrennt hatte.

Ich bemühte mich, nicht genervt zu klingen. »Bist du wieder mit Tyler zusammen?«

»Nein, nein, wir leben weiterhin getrennt. Er hilft nur mit den Kindern, bis wir das mit dem Sorgerecht geklärt haben«, erwiderte sie schnell. »Und ich kann jede Hilfe gebrauchen.«

Mein Ärger verflog so schnell, wie er gekommen war. »Willst du mich etwa zum Babysitten einspannen?«

»Du kannst natürlich auch gerne verstopfte Abflüsse und Rohre reparieren, wenn dir das mehr Spaß macht.«

»Vielleicht wäre mir das tatsächlich lieber!«

Andie lachte. »Oder du hilfst Mr. Fong dabei, die Regale aufzufüllen.«

»Du weißt ganz genau, dass der alte Sack mich nicht mal in die Nähe der Regale lassen würde.«

»Aus gutem Grund, schließlich hast du einen halben Karton Leuchtstofflampen zerbrochen.«

»Das war *ein einziges Mal!*«

»Einmal reicht!«

Wir mussten beide lachen. Dann legte sie mir immer noch lächelnd die Hand auf den Arm. »Ich habe dich vermisst.«

»Ich dich auch.«

Sie drückte leicht meinen Arm. Dann machte sie große Augen und drückte noch einmal.

»Meine Güte, Edie!«

»Was denn?«

»Du hast dich wirklich verändert!«

»In acht Jahren lässt sich das nicht vermeiden.«

»Nein, das meine ich nicht« – sie stupste gegen meine Schulter – »warst du nicht mal viel schwächer?«

»Mir war furchtbar langweilig, und deswegen bin ich oft im Fitnessraum gewesen.« Ich grinste. »So schnell verpasst mir Mr. Fong keine Kopfnuss mehr.«

Andies Lachen ging nahtlos in ein Gähnen über.

»Du solltest dich hinlegen, du siehst müde aus«, sagte ich.

»Bin ich auch. Schließlich bin ich seit 0400 auf.« Andie lächelte mich matt an. »Aber ich wollte dich noch gerne sehen.«

»Danke, das ist lieb von dir.« Ich lächelte zurück.

Dann stand ich vom Sofa auf und hielt ihr die Hand hin. Sie nahm sie, zog sich hoch und stand dann auf wackligen Beinen da.

»Ich habe dir dein Zimmer hergerichtet«, sagte sie. »Ruh dich aus.«

»Danke. Für alles.«

»Gerne.« Andie zog mich noch einmal an sich. »Ich bin einfach nur froh, dass du wieder hier bist.«

Sie summte leise vor sich hin, als ich sie umarmte. Dieses Mal achtete ich dabei mehr auf ihren Babybauch. Ich roch ihr Shampoo, es duftete nicht mehr blumig und süß wie früher, sondern nach kühler Aloe. Ich überlegte, ob es seltsam wäre, sie danach zu fragen. Aber noch bevor ich dazu kam, trat sie einen Schritt zurück und deutete in Richtung meines Zimmers.

»Geh schlafen, dann kann ich auch endlich ins Bett. Wir sehen uns morgen früh, bevor der Laden aufmacht.«

»Dann bis morgen.«

»Gute Nacht.«

Andie und ich gingen zu gegenüberliegenden Türen im Wohnzimmer: Eine führte zum ehemaligen Schlafzimmer unserer Eltern, die andere in mein Kinderzimmer.

Die Möbel waren immer noch dieselben wie früher: ein knarrendes Bett und ein abgenutzter Schreibtisch. Zumindest war der Stuhl in der Ecke nicht wie damals voll mit einem Berg gewaschener und noch nicht weggeräumter Wäsche. Ein Dutzend halbfertige Modellbausätze und eine Menge Technikram lagen auf den Regalen, daneben türmten sich wackelige Stapel mit Lehr- und Technikhandbüchern. Der Kleiderschrank platzte aus allen Nähten und ließ sich auch nicht mehr schließen, da überall davor volle Kartons mit Moms kraeliger Schrift darauf herumstanden. Ich bahnte mir einen Weg durch das Durcheinander und warf mich auf das frisch gemachte Bett.

Sobald ich auf der steifen Matratze lag, machte sich sofort meine Erschöpfung bemerkbar. Meine Gedanken kreisten dennoch weiter um Andie. Egal, wie sehr ich ihren nutzlosen Exmann auch verabscheute: Zumindest hatte er ihr zur Seite gestanden, als Mom krank war, und sich um den Laden und die Kinder gekümmert, vor allem um Paige. Jetzt war Andie mit allem allein, und ich war nicht bei ihr gewesen, um ihr zu helfen. Wie konnte ich meine achtjährige Abwesenheit nur wieder gutmachen? Das machte mir schwer zu schaffen.

Ich musste mir etwas einfallen lassen. Das war ich ihr einfach schuldig.

Am nächsten Morgen wachte ich in aller Frühe auf. Das allein war, verglichen mit damals, schon ungewöhnlich, noch dazu, weil ich erst spätnachts angekommen war. Vielleicht hatte ich mich im Gefängnis ans zeitige Aufstehen gewöhnt. Dort

waren wir immer am frühen Morgen geweckt worden, noch bevor die trübe kleine Sonne des Felsenplaneten es über die Gefängnismauern geschafft hatte.

Zuerst war ich mir nicht sicher, wo ich war – oder besser: *wann*. Hier, in meinem alten Zimmer und in meinen alten Klamotten, fühlte ich mich wieder wie ein Kind. Oder höchstens wie einundzwanzig: unbekümmert und ehrgeizig, immer auf der Suche nach dem großen Erfolg und dem Adrenalinrausch. Damals hatte ich mich unbesiegbare gefühlt, als könnte mich nichts aufhalten. Ich hatte fest daran geglaubt, dass eines Tages etwas Großes aus mir werden würde, dass ich einmal jemand sein würde, nicht nur ein Gossenkind aus den Lower Wards. Und dazu brauchte ich nur einen einzigen Coup, einen letzten großen Job ...

Aber auf diesen Höhenflug war die Ernüchterung gefolgt.

Ich setzte mich im Bett auf und rieb mir den Schlaf aus den Augen. Ich war jetzt ein völlig anderer Mensch als mit einundzwanzig. Ein Mensch, der bis gestern noch im Knast gewesen und heute auf Bewährung draußen war. Der in Klamotten aufwachte, die seit acht Jahren aus der Mode und mir außerdem zu klein waren. Der es letzte Nacht ein bisschen übertrieben hatte mit seinem Herumgerenne. Und der unbedingt einmal duschen sollte.

Also beförderte ich meinen müden, alten, schmerzenden Hintern aus dem Bett und stapfte zum vollgestopften Kleiderschrank. Mom hatte mein Zimmer anscheinend jahrelang als Abstellkammer verwendet, zumindest den Kartons nach zu urteilen: »Kinderspielzeug«, »Alte Bücher«, »Familienfotos«. Ich räumte mir den Weg frei und sah mir dann die Sachen im Kleiderschrank an.

Beim Anblick eines von Dads Hawaiihemden wurde mir

das Herz schwer: Es war ein besonders schönes, auf dem Auslegerboote mit geblähten Segeln zu sehen waren. Zwar war es nicht aus echter Seide, dafür hätten unsere Credits nie gereicht, aber dafür die beste Synthetikscheiße, die wir hatten auftreiben können. Unter den eng aneinandergereihten Klamotten entdeckte ich noch mehr Hawaiihemden in gedecktem Blau und blassem Rot, dazu Krawatten mit eleganten Mustern und einen geschmackvollen grauen Anzug.

Vor Trauer verkrampfte sich mein Magen und mein Herz tat weh. Mit einundzwanzig wäre ich vielleicht noch in Tränen ausgebrochen und meine Hände hätten gezittert.

Aber mittlerweile war ich neunundzwanzig und gerade aus dem Gefängnis entlassen worden. Mit einem Seufzen hängte ich das Hemd wieder zurück.

Meine eigenen Klamotten waren ganz hinten im Schrank. Zum Glück hatte ich mir immer gerne Übergrößen gekauft, um meine zusätzlich in einen Sport-BH gezwängte Brust zu verbergen. Ich zog ein graues Henley-Shirt und eine dunkle Jeans hervor, dazu nahm ich mir eine schwarze Segeltuchjacke, Unterwäsche und einen Binder.

Dann ging ich ins Wohnzimmer. Die Kinder schienen noch zu schlafen. Andie war in unserer winzigen Küche und wühlte dort in den Schränken herum. Ich entschied mich, erst zu duschen, bevor ich zu ihr ging, und lief durch die auf dem Boden verstreuten Luftballons zum Badezimmer.

Das Bad war sauber, aber unaufgeräumt. Andie hatte anscheinend noch schnell zwischen der Arbeit und meiner Heimkehr Wäsche gewaschen. Die Ablage war mit Kosmetikartikeln zugestellt, und das Medizinschränkchen war so voll, dass es sich nicht mehr schließen ließ.

Ich duschte vielleicht ein wenig länger, als ich es hätte tun sollen. Das warme Wasser und der Druck auf meinen Schultern fühlten sich einfach zu gut an. Seit ich wegen der Beerdi-
gung meiner Mutter vor zwei Jahren draußen gewesen war, hatte ich keine richtige Dusche mehr gehabt. Ich hatte das Gefühl, die letzten acht Jahre von mir abzuspülen.

Ich wusch mir die Haare und schrubbte auch noch das letzte bisschen Justizvollzugsanstalt von meinem Körper. Zufrieden trocknete ich mich ab, zwängte mich in den Binder und zog mich an.

Mir blickte ein völlig neuer Mensch aus dem Spiegel entgegen: sauber, mit Binder und Klamotten, die mir auch tatsächlich passten. Das war weder ich mit einundzwanzig noch ich als Häftling. Ich hatte keine Ahnung, wer diese Person war, wollte es aber gerne herausfinden.

Als ich die Tür öffnete, begrüßte mich der Knall eines zerplatzenden Luftballons.

Ich machte vor Schreck einen Satz. Dann fiel mein Blick auf Casey, der neben der Badezimmertür am Boden saß. Er hielt eine schlaffe Ballonhülle in der Hand und fixierte mich mit hellbraunen Augen.

»Hey, Kleiner!«

Der kleine Junge grinste und winkte mit der freien Hand.

»Willst du Tante Edie nicht richtig begrüßen?«, rief Andie aus der Küche.

Casey schüttelte energisch den Kopf.

Mir wurde das Herz schwer. Was konnte ich so Schreckliches getan haben, dass ich den Zorn meines sechsjährigen Neffen auf mich gezogen hatte?

Andie kam zu uns. Sie hatte ihr dunkles Haar zu einem losen Zopf geflochten, ihr fadenscheiniges Kleid passte gerade

noch so über ihren Hāpai-Bauch. »Willst du Edie nicht wenigstens umarmen?«

Casey ließ den Luftballon fallen, stürzte zu mir und schlang die Arme um meine Taille. Etwas überrascht erwiderte ich die Umarmung.

Ich war erleichtert, als der kleine Junge sich an mich schmiegte. Casey war geboren worden, als ich im Gefängnis war, und ich hatte ihn bislang nur einmal kurz – bei der Beerdigung meiner Mutter vor zwei Jahren – gesehen. Ich war immer davon ausgegangen, dass er mich mochte – oder dass ihm zumindest die Zaubertricks gefallen hatten, die ich ihm damals gezeigt hatte. Umso schöner war es, dass er sich tatsächlich freute, mich zu sehen. Er drückte mich und ich hielt ihn fest.

»Na also«, sagte Andie fröhlich. »Jetzt zieh dich an, du musst in einer halben Stunde in die Schule.«

Ich zerzauste ihm das braune Haar. »Und kämm dir gefälligst die Haare.«

Er starrte mich finster an und schüttelte den Kopf, bis seine Haare wieder genau wie vorher aussahen.

Ich senkte die Stimme zu einem laut vernehmlichen Flüstern. »Und wenn du dir dazu noch brav die Zähne putzt, hol ich dir vielleicht ein paar Süßigkeiten aus den Ohren.«

»Edie ...«, protestierte Andie.

Aber Casey war bereits ins Bad gerannt und hatte die Tür hinter sich zugeworfen.

Ich lachte. »Du bist so ein schlechter Einfluss«, sagte Andie lächelnd.

»Wegen den Süßigkeiten oder wegen dem Knast?«

»Sowohl als auch.«

Ich nickte in Richtung Badezimmertür. »Warum sagt er nichts?«

Andie kam zu mir. »Er hat ein Schweigegelübde abgelegt.«

»Bitte was?« Ich brach in Gelächter aus. »Wie kommt denn ein Sechsjähriger auf so etwas?«

»Keine Ahnung, er hat das Gelübde abgelegt, bevor er es uns erklären konnte.«

Ich grinste. »Dann kann ich ihn ja zu meinem nächsten großen Coup mitnehmen. Er wird nichts ausplaudern.«

Andies Lächeln verschwand. »Was für ein Coup?«

Als ich ihren Gesichtsausdruck sah, wurde mir ganz flau.
»Das sollte nur ein Witz sein.«

»Mach darüber bitte keine Witze.«

»Warum nicht?«

»Mom?«, meldete sich eine Stimme aus dem Kinderzimmer.

Wir drehten uns beide um. In der Tür stand ein Teenager, gekleidet in die Uniform einer in der Nähe gelegenen Schule – weiße Bluse, kariert Rock, Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Ihr braunes Haar hatte sie zu zwei ordentlichen Zöpfen geflochten. Keine Strähne war am falschen Platz, dennoch konnte die makellose Aufmachung nicht über die dunklen Ringe unter den Augen und die kränkliche Blässe ihrer Haut hinwegtäuschen. Ich brauchte einen Moment, bis ich meine gerade dreizehn gewordene Nichte erkannte.

»Hallo, Paige.«

Sie lächelte und sofort war die Ähnlichkeit mit Andie unverkennbar. Ich lief zu ihr und ging in die Hocke, um sie so vorsichtig zu umarmen, als könnte ich sie zerbrechen.

»Wie gehts dir, Kleines?«, fragte ich.

»Gut«, erwiderte sie vage. »Heute gibt es in der Schule Pizza, weil wir als Klasse unser Lernziel erreicht haben. Wie war es im Gefängnis?«

»Paige!«, wies Andie sie zurecht.

»Gut«, erwiderte ich ebenso vage. »Allerdings gab es da nie Pizza, obwohl ich ein ganzes Buch gelesen hab.«

»Ein Buch?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Im Gefängnis hat man nicht viel Zeit.«

Paige prustete vor Lachen und ich grinste.

Andie legte ihr die Hand auf den Kopf. »Iss vor der Schule noch etwas, okay? *E hele kākou*.« Sie schob ihre Tochter in Richtung Küche und sah mich mit einem seltsam missbilligenden Blick an. »Darüber reden wir noch, okay?«

Ich trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. »Ja, natürlich, wie du meinst.«

Andie ging und ich blieb allein in dem Wohnzimmer voller Luftballons zurück. Ich seufzte und folgte ihr.

In der Küche roch es nach gebratenem Dosenfleisch, rehydrierten Eiern und frisch gekochtem Reis, dazu kam der intensive Duft von Kaffee und süßen Guaven. In der Küche war ich schon immer eine Niete gewesen, Andie dagegen war das Kochen immer leichtgefallen. Schon als Teenager hatte sie zwischen Schule und Arbeit für die ganze Familie gekocht. Zuerst aus Spaß und später – als Dad gestorben war –, weil es nicht anders ging. Andie konnte auch aus 20 Credits etwas zaubern, das für alle reichte.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Ich ging zur Anrichte und lud mir Reis, Rührei und dazu ein paar Scheiben Dosenfleisch auf den Teller. Dann goss ich mir Kaffee ein und setzte mich an unseren abgenutzten Küchentisch. Im Vergleich zu dem Gefängnisfraß der letzten acht Jahre war das hier ein Festmahl.

Paige drängte sich an mir vorbei, um sich ebenfalls zu